

vor der geheimen, „schleichenden Vergiftung“ (slow poisoning). Altes Geheimwissen und die Wunder der neuen Wissenschaft traten in eine produktive Wechselwirkung.

Dies hatte auch Auswirkungen auf die Wahrnehmung toxikologisch-forensischer Experten im Gerichtssaal. Hier agierten jedoch noch andere Experten, die Juristen, die es verstanden, eine wissenschaftliche Kontroverse so in einen medial begleiteten Schlagabtausch zu verwandeln, dass häufig nicht die Angeklagten, sondern die wissenschaftlichen Zeugen der Anklage beschädigt wurden. Den wissenschaftlichen Experten wurde im Rampenlicht der Öffentlichkeit nachgewiesen, dass die durch die neue analytische Chemie beanspruchte Treffsicherheit allzu oft den Befragungen nicht Stand hielt. Neu entwickelte Nachweisverfahren bedienten sich bestimmter Verfahren, die schwer zu handhaben waren (so konnte der Marsh-Apparat bei falscher Handhabung explodieren), zweideutige Resultate lieferten (z.B. bei Farbreaktionen) oder gar mit Reagenzien durchgeführt worden waren, die mit dem nachzuweisenden Gift verunreinigt waren.

In wundervoll ironischer Weise beschreibt Charles Dickens am Ende des Untersuchungszeit-

raums die Toxikologen folgerichtig als Alchemisten, wobei offen bleibt, ob die hier invozierten magischen Elemente den Toxikologen zum Ruhm oder zum Spott gereichen. Die Pointe von Burneys Erzählung, die mit einer neuen Welle der Literarisierung von Kriminalität und Wissenschaft endet, besteht darin, dass es kein eindeutiges Ende, keine greifbare Moral gibt, auf welche die „victorian imagination“ durch die widerspruchsvolle Trias von Experten, Literaten und Kriminellen hingelenkt wird: „Poison had kept the public in its thrall by being figured as an entity at once physically distinct (and thus capable of detection and containment) and evanescent (and thus the stuff of 'mystery and romance').“ (Seite 181). Am Ende des Buchs lässt auch Burney offen, ob die Selbstinstanzierung der Wissenschaft als mächtiger Diskurs an diesem Punkt gelungen oder (vorerst) gescheitert ist. Der Preis, den diese im ersteren Fall zahlen musste (und muss), besteht jedenfalls darin, dass sie fortwährend selbst in jene Gletscherspalte stürzt, in die sie mit großer Geste Verbrechen und Mythos wirft.

Bettina Wahrig (Braunschweig)

DOI: 10.1002/bewi.200701331

William Clark: *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: The University of Chicago Press 2006. 662 S. zahlr. Abb., \$ 45.00 / £ 28.50. ISBN 0-226-10921-6.

In diesem lange erwarteten Opus magnum von William Clark, das im Kern auf seine historische Dissertation von 1986 zurückgeht und dessen zentrale Themen er in einer Reihe von Aufsätzen bereits vorgelegt hat, geht es um nichts Geringeres als die Anfänge der modernen Forschungsuniversität. Diese uns heute so geläufige Institution verfolgt er bis zu ihren mittelalterlichen Ursprüngen zurück, wobei der zeitliche Schwerpunkt zwischen der Renaissance und der Romantik liegt, im Besonderen bei den Jahrzehnten von 1770 bis 1830, d.h. jener Zeit, die zur Formulierung des Humboldtschen Credos der Einheit von Lehre von Forschung führte. Es ist also die Archäologie der universitären Forschung, ihre Genese an den als progressiv geltenden Hochschulen des protestantischen Deutschlands, auf die Clark fokussiert, und er deutet in einem Epilog die sich im 19. Jahrhundert anschließende sukzessive europa-, ja weltweite Ausstrahlung dieses Erfolgsmodells knapp an.

Das Ziel seines Werks und einige wesentliche begriffliche Voraussetzungen klärt Clark in einem Prolog, der insbesondere den Titel gebenden und erklärungsbedürftigen Begriff ‚akademisches Charisma‘ erläutert. In diesem Terminus sind quasi die persönlichen Voraussetzungen zusammengefasst, die ein Professor mitbringen musste bzw. was er leisten musste, um sich über den Durchschnitt seiner Kollegen zu erheben und auch öffentliche Anerkennung zu erlangen, was in den zeitgenössischen Quellen gern mit Konnotationen wie „Applausus“ belegt wurde. Clark sieht in dem Streben nach solchen Qualifikationen und ihrer tatsächlichen Erfüllung ein wesentliches Moment für eine stärker an wissenschaftlicher Produktivität, an Publikationen und an interner wie externer Reputation orientierten Professorenschaft, die sich dadurch ein eigenständiges Forschungsprofil erarbeitete, das sich gegenüber frühmodernen Formen von vergleichsweise unproduktiver Gelehrsamkeit abgrenzen lässt. Damit wurde zugleich die mehr

auf Nepotismus beruhende ‚Familienuniversität‘ der Frühen Neuzeit durch ein auf Meritokratie setzendes Modell abgelöst. Diese innerwissenschaftlichen Veränderungen sind für ihn gleichwohl nur eine bloße (aber wesentliche) Voraussetzung des Wandels von traditionell zu modern, denn die eigentliche Forschungsuniversität bedurfte weitsichtiger Minister und des öffentlichen ‚Marktes‘, damit solche Kriterien dann z. B. in Berufungsverfahren eine angemessene Würdigung erfahren: Im Ergebnis ist es „a joint bureaucratization and commodification of academic practices“ (S. 3), das die Forschungsuniversität hervorbrachte, oder, wie es an anderer Stelle heißt: „Research is a practice of the modern politico-economic order.“ (S. 220)

Im ersten Teil seines Buches – Tradition, Rationalisierung, Charisma – geht Clark in sieben Kapiteln auf die wesentlichen ‚materialen Praktiken‘ des Universitätslebens ein: Das Vorlesungsverzeichnis, die Vorlesung und die Disputation, die Prüfung, das Forschungsseminar, der Doctor philosophiae, die Ernennung eines Professors und der Bibliothekskatalog. Clark verfolgt die mittelalterlichen Wurzeln dieser Praktiken zurück, erkennt in der Vorlesung noch ein Relikt der Predigt, in den Disputationen die ritterlichen Turniere, und die Prüfungen setzt er in Analogie zu Gerichtsverfahren. Das sich seit der späten Aufklärung zunächst in der Philologie etablierende Forschungsseminar sieht Clark als eigentlichen Ort der Produktion von neuem Wissen, es verfügte über eine finanzielle Grundausstattung und bot Graduierten die Möglichkeit, aktiv am Forschungsprozess zu partizipieren. Die wenigen Seminarplätze wurden an diejenigen vergeben, die sich aus der Sicht der jeweiligen Direktoren bereits akademische Meriten erworben hatten – ein Verfahren, das Clark mit dem heutigen Peer Review vergleicht. Im Doktor der Philosophie, der erstmals im späten 18. Jahrhundert vergeben wird, sieht Clark „the Germanic conqueror of the academic world, the new hero of knowledge“ (S. 184). Dem neuen Typ forschungsorientierter philosophischer Doktorarbeiten um 1800 setzt er die gelehrten Specimina gegenüber, wie sie insbesondere im frühen 18. Jahrhundert hervorgebracht wurden und unter denen eine beträchtliche Anzahl um die Gelehrsamkeit selbst kreisten, indem sie bizarre Themen verhandelten wie *Von den bösen Weibern der Gelehrten*, *Von denen Gelehrten, die von Gott mit vielen Kindern gesegnet wurden* oder *De titulomania eruditorum, vulgo Titel-Sucht derer Gelehrten* (Leipzig 1723). Bei der Ernennung von Professoren suchte insbesondere die preußische Ministerialbürokratie im späten 18. Jahrhundert zunehmend nach modernen rationalisierbaren Kriterien

wie Prüfungserfolg, Expertenstatus, Zustimmung bei Studenten und Kollegen, sowie namhaften Publikationen. Diese „ministerial-market rationality“ (S. 296), wie Clark sie nennt, anerkannte und bestätigte somit im Nachhinein das ‚akademische Charisma‘, ohne selbst den ihm wesentlichen Ruhm hervorgebracht zu haben.

In einem zweiten großen Teil des Werks, der hier nur kurz gestreift werden soll, betont Clark demgegenüber „die Unvermeidbarkeit der Stimme und der Mündlichkeit“. Hier behandelt er zunächst das „akademische Geschwätz und ministerielle Machenschaften“ sowie die Oberaufsicht über die Universitäten von Seiten der Ministerien. Das Streben nach dem ‚akademischen Charisma‘ führte schon früh zu eher fragwürdigen Formen der gegenseitigen Anerkennung, oder, wie Johann Heinrich von Justi es ausdrückte: „Einen andern mit vielem Ruhm in seinen Schriften erwähnen.“ (S. 373). In einem zeitgenössischen Bericht über die Göttinger Universität (1791) wird sie „das große Handelshaus der Wissenschaften“ genannt (S. 380), in dem Wissen eher fabrikmäßig produziert und neue Bücher aus den reichen Bibliotheksbeständen kompiliert werden. Clark überträgt diesen Vergleich auf das Rezensions- und Zitierwesen, in dem „academic credit or reputation [...] by mutual glowing citation“ zustande kam (S. 373). Die traditionelle ‚Visitation‘ der Universitäten endete mit dem 18. Jahrhundert und wurde durch selbstverfasste jährliche Erfolgsstatistiken („Jahrestabellen“) abgelöst. Ein eigenes Kapitel widmet Clark dem wohl bekanntesten Beispiel für einen ‚Universitätsbereiser‘, Friedrich Gedike in Berlin. Seinen berühmten Bericht von 1789 über die Situation an den nicht-preußischen, überwiegend protestantischen Universitäten interpretiert Clark als eine Art von Headhunting akademischer Art: Hier kam der gute Dozent wieder zu seinem Recht, und die externe an Publikationen und deren Rezensionen messbare Reputation interessierte Gedike erst in zweiter Linie.

Noch vor dem üppigen Anmerkungsapparat und der ebenso weit ausgreifenden Bibliographie folgen insgesamt 6 Appendices (S. 477–513), wobei die beiden ersten keine Überschriften tragen (sich aber mit den Vorlesungen an der Leipziger Universität 1499 sowie dem Gehalt der dortigen Professoren 1558 befassen bzw. mit den noch erhaltenen Vorlesungsverzeichnissen der deutschen Universitäten von 1507, Wittenberg, bis 1792, Breslau). App. 3 listet die universitären Seminare in (klassischer) Philologie und Pädagogik sowie die philologischen Privatgesellschaften auf. App. 4 bietet mit „Dissertationes Eruditorum“ die vielleicht skurrilste Liste zur akademischen Selbstreflexion des gelehrten Standes (die Auswertung auf S. 212–

220 gehört zum Spannendsten in diesem Werk). Der App. 5 bietet eine Liste der zum Dr. phil. Promovierten an Philosophischen Fakultäten und solchen für Künste für sieben ausgewählte Universitäten. App. 6 listet die Universitäten des deutschen Kulturraums knapp auf.

Clarks Buch bietet einen guten Überblick über die verschiedenen an der frühmodernen Universität vorwiegend innerhalb der Philosophischen Fakultät praktizierten materialen Formen von Gelehrsamkeit in ihrem Übergang zu moderneren Formen der Forschung. Auf der Basis der wesentlichen Sekundärliteratur und tief schürfender eigener Archivstudien ist Clark eine ungemein inhaltsreiche Synthese von teils wohl vertrautem, teils neuem Quellenmaterial gelungen, das er mittels eines klar definierten – an Max Webers Überlegungen zur Rationalisierung und die Entzauberung der Welt ebenso wie dessen Konzept der protestantischen Ethik orientierten – interpretatorischen Rahmens in eine Erzählung über die Modernisierung einer Institution bettet. Es bleibt dennoch zu fragen, ob die große von der traditionellen zur modernen Universität mittels des ‚akademischen Charisma‘ gezogene Linie (deren chronologische Brüche Clark selbstredend bewusst sind) sich nicht durch eine stärkere Beachtung der unterschiedlichen Formen der Forschung an den drei höheren Fakultäten (Jurisprudenz, Medizin, Theologie) hätte weiter differenzieren lassen. Ebenso bleibt die naturwissenschaftliche Forschung, die ja bis zur Gründung eigener Fakultäten (zuerst Tübingen 1863) an den philosophischen Fakultäten beheimatet war, weitgehend ausgeblendet: Die

Gründung naturwissenschaftlicher Seminare erwähnt Clark nur en passant (S. 449), während er die Ursprünge des Forschungsseminars in der Philologie in einem eigenen Kapitel behandelt. Dies zeigt, dass es möglich sein dürfte, in einer komplementären Studie die Gemeinsamkeiten wie auch Differenzen der universitären Forschung in den verschiedenen Fakultäten, ja sogar den einzelnen Disziplinen, herauszuarbeiten.

Stilistisch wird Clarks Mischung aus deutscher Gründlichkeit und intellektueller Verspieltheit vielleicht nicht jedermann gleichermaßen goutieren. Es ist eine seltsame Mixtur aus strenger historischer Forschung und einem eher essayistischen Umgang mit dem Thema. Nicht ohne Grund nennt Clark sein Werk selbst „an odd book“ (S. 3). Seine anregende Studie lebt im Übrigen sehr wesentlich davon, dass viele der von ihm als traditionell beschriebenen akademischen Praktiken manchmal erstaunlich modern anmuten. Clark hält uns einen historischen Spiegel vor, in dem wir – neben manch tatsächlich Überholtem – insbesondere die traditionellen Rudimente in unserer universitären Gegenwart erkennen können. Es bleibt zu hoffen, dass dieser gewichtige Beitrag gerade zur deutschen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte auch seinen deutschen Übersetzer und Verleger finden möge, so wie man der University of Chicago Press gratulieren muss, dass sie den Mut aufgebracht hat, diesen grundgelehrten Wälzer zu einem sehr erschwinglichen Preis in exzellenter Ausstattung zu produzieren.

Kai Torsten Kanz (Lübeck)

DOI: 10.1002/bewi.200701298

Tanja van Hoorn: *Entwurf einer Psychophysiologie des Menschen. Johann Gottlob Krügers Grundriß eines neuen Lehrgebäudes der Arzneygelahrtheit (1745)*. Hannover-Laatzten: Wehrhahn 2006. 218 S. kt., € 25,00; ISBN 978-3-86525-043-8.

Der Hallenser Mediziner Johann Gottlob Krüger kündigte seinen Lesern 1745 nichts weniger als den „Grundriß eines neuen Lehrgebäudes der Arzneygelahrtheit“ an. Seine gleichnamige Schrift erschien bei Carl Herrmann Hemmerde in Halle. Sie entstand im Spannungsfeld der widerstreitenden Lehren des Mechanismus sowie des Stahlianismus. Seine Arbeit war daher kein leichtes Unterfangen und musste die verschiedenen physiologischen Positionen berücksichtigen. Tanja van Hoorn legte nun eine klar strukturierte Interpretation des Textes vor. In ihrer Arbeit orientiert sie sich an der inhaltlichen Gliederung des Krügerschen Textes, der im Original etwas unübersicht-

lich wirkt, da ihm ein formales Inhaltsverzeichnis fehlt. Ihre einzelnen Kapitel behandeln zunächst Widmung, Vorrede, die mechanische bzw. physikalische Philosophie, die Seele und ihre körperlichen Wirkungen, Krügers Empfindungsgesetz, sowie den Schlussexkurs des Autors über Reproduktion und Generation.

Nach kurzer Skizzierung der zeitgenössischen philosophischen, medizinischen und theologischen Strömungen in Halle ordnet van Hoorn Krüger gemeinsam mit Johann August Unzer und Ernst Anton Nicolai in eine Gruppe junger Hallenser Mediziner ein, die den menschlichen Körper aus einer medizinisch-philosophischen Doppelper-